

Leseprobe

ANNE UND NIKOLAUS SCHNEIDER

Vom Leben und Sterben

**Ein Ehepaar diskutiert über Sterbehilfe,
Tod und Ewigkeit**

Im Gespräch mit Wolfgang Thielmann

FSC-Logo

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Bibelstellen sind entnommen aus: Lutherbibel, revidierter Text 1984,
durchgesehene Ausgabe © 1999 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart.

© 2019 Neukirchener Verlagsgesellschaft mbH, Neukirchen-Vluyn
Alle Rechte vorbehalten
Umschlaggestaltung: Grafikbüro Sonnhüter, www.sonnhueter.com,
unter Verwendung eines Bildes von © Hannes Leitlein
Lektorat: Anja Lertz, Duisburg
DTP: Magdalene Krumbeck, Wuppertal
Verwendete Schrift: Scala
Gesamtherstellung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-7615-6533-9 Print
ISBN 978-3-7615-6534-6 E-Book
ISBN 978-3-7615-6628-2 Hörbuch

www.neukirchener-verlage.de

Inhalt

Einführungen	7
1. Wolfgang Thielmann	7
2. Anne Schneider.....	14
3. Nikolaus Schneider.....	17
I. Wer ist Gott, und wenn ja, wie viele?	23
II. Was ist der Mensch? Gottes verantwortliches Ebenbild oder Gottes Marionette?	43
III. Was ist uns der Tod? Lehrmeister oder Feind des Lebens?	71
IV. Welche Rolle spielen Theologie und Kirche in der gesellschaftlichen Debatte über den assistierten Suizid?	109
V. Schlusswort	147
Quellenverzeichnis	151
Weitere Empfehlungen	152

Einführungen

1. Wolfgang Thielmann

Darf ich den Schluss meines Lebens selber festlegen? Darf ich das, wenn mir die Kraft zum Leben ausgeht, wenn mich Schmerzen quälen oder meine Hoffnung nur noch in der nächsten Chemotherapie mit furchtbaren Nebenwirkungen und ungewissem Ausgang liegt? Und sollte ein Arzt mir dabei helfen können, mein Leben zu beenden? Und wenn ich mir ein tödliches Medikament kaufen und ans Bett stellen könnte – würde mich das entlasten und mir die Sorge vor der Qual nehmen, sodass ich mich nicht selbst töte, sondern weiter aufs Leben einlasse?

Um diese Fragen geht es in dem vorliegenden Buch. Ich habe Anne und Nikolaus Schneider dabei begleitet, sich und ei-

Das **niederländische Gesetz „über die Kontrolle der Lebensbeendigung auf Verlangen und der Hilfe bei der Selbsttötung“:**

In den **Niederlanden** darf ein Patient Medikamente verlangen, die ihn töten, wenn ärztlich bestätigt wurde, dass sein Leiden unerträglich und sein Zustand aussichtslos ist. Freunde dürfen sie ihm besorgen, und ein Arzt darf **aktiv** eine tödliche Spritze setzen. Die Tötung auf Verlangen und die Unterstützung beim Suizid sind unter bestimmten Voraussetzungen nicht mehr strafbar.

„Die Niederlande“ stehen hier verkürzt für die **aktive Sterbehilfe**.

nander Fragen zu stellen und Antworten zu formulieren, aufgebaut auf theologische Überlegungen und gesättigt von biografischen Erfahrungen. Beide haben eine Tochter verloren, die an Leukämie starb. Beide haben eine Krebserkrankung von Anne Schneider durchgestanden. Und beide haben andere Menschen bei diesen Fragen und beim Abschied vom Leben beigestanden.

Mich beschäftigen diese Fragen, seit ich Mediziner aus den Niederlanden kennengelernt habe, die die Fragen von oben ohne Umschweife mit Ja beantworteten. Wir trafen uns zum ersten Mal auf einer Tagung deutscher Politiker, Mediziner, Juristen und Theologen mit Kollegen aus den Niederlanden. Gerade war in den Niederlanden ein neues Gesetz verabschiedet worden „über die Kontrolle der Lebensbeendigung auf Verlangen und der Hilfe bei der Selbsttötung“. Es war weltweit das erste seiner Art. In den Niederlanden und auch in Belgien darf ein Patient seitdem Medikamente verlangen, die ihn töten. Freunde dürfen sie ihm besorgen, und ein Arzt darf eine tödliche Spritze setzen – wenn der Patient das ausdrücklich wünscht, wenn er von einem Arzt beraten wurde, wenn sein Leiden unerträglich und sein Zustand aussichtslos ist. Und wenn ein zweiter Arzt das bestätigt hat. Regionale Kommissionen überprüfen die einzelnen Fälle im Nachhinein.

Damals habe ich neu verstehen gelernt, warum wir in Deutschland vorsichtiger sind. Das Christentum, die Naturrechtslehre und Immanuel Kant haben starke Barrieren errichtet gegen die Selbsttötung und schon gar die Mithilfe dazu: Kant, weil die Selbsttötung dem kategorischen Imperativ widerspricht, nach dem das eigene Handeln immer auch vorbildlich für andere sein soll, das Christentum, weil eine Selbsttötung in das souveräne Handeln Gottes eingreift. Auch wenn wir heute ein anderes Verständnis der Not von Menschen am Ende ihres Lebens gewonnen haben – die meisten Staaten verbieten

die Beihilfe zur Selbsttötung bis heute. So sind zum Beispiel alle Versuche gescheitert, vor dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte ein Recht auf Beihilfe zur Selbsttötung zu erstreiten.

[...]

[...]

In den Beratungen des Bundestages setzte sich 2015 der Antrag von Kerstin Griese (SPD) und Michael Brand (CDU) durch. Er verbietet die gewerbsmäßige Sterbehilfe und schiebt damit der Tätigkeit von „Dignitas“ in Deutschland einen Riegel vor. Kerstin Griese hatte ihren Vorschlag in Abstimmung mit der evangelischen Kirche und ihrem Ratsvorsitzenden Nikolaus Schneider vorbereitet.

Allerdings sind die Regeln so eng gefasst, dass Ärzte sich fragen, ob das Verbot der Gewerbsmäßigkeit auch sie treffen kann, denn sie verdienen mit ihrer Arbeit Geld. Vor dem Bundesverfassungsgericht sind derzeit Klagen gegen das Gesetz anhängig. Und Roger Kusch will ein Schlupfloch gefunden haben, um sein Angebot mithilfe eines Schweizer Ablegers seiner Organisation neu aufleben zu lassen. Das macht dieses Buch noch einmal aktueller.

Auch Anne Schneider hält die Regelung von 2015 für zu eng. Sie erkrankte 2014 an einer aggressiven Form von Brustkrebs. Die Prognose war ungünstig. Damals hat sie in zwei großen Interviews in der „Zeit“ und im „Stern“ auch über das Thema Sterbehilfe gesprochen. Sie sagte damals: Wenn keine Behandlung mehr anschlügt, wünsche sie sich die Möglichkeit, in die Schweiz zu fahren und ihrem Leben selbst ein Ende zu setzen. Damit trugen die beiden den Konflikt, der die Gesellschaft beschäftigt, auch zwischen sich aus. Nikolaus Schneider lehnt es ab, das eigene Leben zu beenden. So lautete auch die Position der EKD. Aber er erklärte, dass er seine Frau in die Schweiz begleiten würde. Inzwischen ist die akute Krebsstoff-Gefahr für Anne Schneider abgewandt.

Doch bleiben Fragen, auch die, die beide unterschiedlich beantwortet haben: Ist es richtig, Menschen beim Leben und beim Sterben zu helfen, aber ihnen nie direkt zum Sterben zu verhelfen? Sollte ein Arzt Schmerzmittel verabreichen, dann bei schweren Schmerzen möglicherweise auch so starke, dass der Patient davon sterben kann – aber darf er kein Mittel verordnen, das das Sterben *beabsichtigt*? Folgt das aus der Überzeugung, dass Gott uns das Leben gibt und nimmt und nicht wir selbst?

Mildert es zudem den Druck des Leidens, wenn ich ein tödliches Mittel am Bett stehen habe, sodass ich nicht dazu greife? Oder fördert, ganz entgegengesetzt, die Möglichkeit der Selbsttötung den Druck auf den Patienten, mit seinem Tod den Angehörigen und der Gesellschaft viel Aufwand zu ersparen? Was bedeutet ein würdiges Lebensende?

Ich danke Anne und Nikolaus Schneider, dass sie sich auf dieses Gespräch eingelassen haben und ihre Gedanken mit den Lesern teilen.

*Bonn, im Januar 2019
Wolfgang Thielmann*

2. Anne Schneider

Aufgewachsen in einer rede- und diskussionsfreudigen Großfamilie, deren Mitglieder evangelische und katholische, freikirchliche und landeskirchliche, evangelikale und befreiungstheologische Wurzeln und Neigungen hatten, stand für mich außer Frage:

Gott existiert. Und: Über Gott kann man streiten. Vor allem darüber, was Gott von uns Menschen erwartet. Wie in Gottes Augen wohl ein „gutes Leben“ und ein „gutes Sterben“ aussehen.

Sollen und müssen wir Menschen um Gottes und um unserer Seligkeit willen auf vieles verzichten, was Spaß macht oder was unser Verstand als sinnvoll erachtet? Und wem oder was billigen wir die Autorität zu, konkret und aktuell zu entscheiden, auf was wir Menschen verzichten müssen?

Diese strittigen Glaubens- und Lebensfragen haben mich mein Leben lang theoretisch und praktisch begleitet. In unterschiedlicher Intensität und mit ganz unterschiedlichen Konkretionen. Das ging von banalen Kindheitsfragen wie „Ist mein Rommé-Kartenspiel ein Gebetbuch des Teufels?“ über existenziell durchaus wichtige Fragen meiner Jugend wie „Erwartet Gott von mir, dass ich meine Jungfräulichkeit bis zur Eheschließung bewahre?“ bis zu „Pfusche ich Gott in sein Handwerk, wenn ich die Pille nehme, um eine Schwangerschaft zu vermeiden?“. Und das geht bis heute, wenn ich etwa mit Nikolaus über die Frage streite „Kann und darf ich in meiner Verantwortung vor Gott und Menschen meinem Leben selbst ein Ende setzen?“.

Sterben und Tod gehören zum Leben – diesen lapidaren Satz habe ich in meinen jetzt siebzig Lebensjahren nicht nur als tröstliche Lebensweisheit, sondern auch als aufrüttelnde Infragestellung meiner Gottesbilder erfahren. Vor 14 Jahren starb unsere jüngste Tochter an Leukämie, seit mehr als vier Jahren

lebe ich mit der Diagnose Brustkrebs. In den letzten Monaten haben wir verstärkt erlebt und erlitten, dass Abschiede und Beerdigungen von Freunden und Weggefährtinnen eine Begleitmelodie unseres fortgeschrittenen Alters sind. Und nicht zuletzt verunsichern und erschrecken uns jeden Tag neu die Nachrichten von gewaltsamem Sterben in Kriegen, bei Unfällen, Terroranschlägen, Naturkatastrophen und auf der gefährlichen Fluchtroute über das Mittelmeer.

Sterben und Tod gehören zum Leben – unter manchen Umständen sogar zu einem „guten Leben“. Auch das steht für mich außer Frage. Infrage allerdings steht für mich, wie viel und was wir Menschen an den Umständen von Sterben und Tod tun können und dürfen, damit auch die Schlussphase des irdischen Lebens „gutes Leben“ ist.

Die Diskussion über das Thema „Sterbehilfe“ begleitet Nikolaus und mich schon viele Jahre. Seit unserem gemeinsamen Theologiestudium streiten wir darüber, wie viel Verantwortung der Mensch vor Gott und auch im Glauben an Gottes Wort für seine Schlussphase des irdischen Lebens trägt. Konkreter wurde es 2001, als die Niederlande ein Sterbehilfegesetz verabschiedet haben. Dort können Ärzte seitdem aktiv Hilfe zum Sterben leisten, wenn ein Patient das ernsthaft und längerfristig wünscht, weil er schwere Schmerzen leidet und keine Aussicht auf Besserung besteht.

Wir wohnten damals in Moers, eine halbe Autostunde von der niederländischen Grenze entfernt. Ich war Religionslehrerin an einer Realschule. Das Thema kam in meinem Unterricht vor. In den Klassen 9 und 10 behandelte ich mit meinen Schülern und Schülerinnen Tod, Sterben und Sterbehilfe als religionsethisches Thema. Schon in dieser Zeit haben Nikolaus und ich festgestellt, dass wir unterschiedlich denken im Blick auf die Bewertung, wie weit menschliche Verantwortung an dieser Stelle gehen kann und gehen sollte – theologisch, aber

auch politisch. Und ob für uns persönlich ein assistierter Suizid – etwa in der Schweiz – denkbar wäre. Für mich war das der Fall, für Nikolaus nicht. In dieser Kontroverse hatte Nikolaus allerdings zugesagt, mich in einer solchen Ausnahmesituation zu begleiten und meine Hand zu halten, er würde aber mein Sterben nicht selber aktiv herbeiführen.

Im Juni 2014 bekam unsere langjährige theoretische Diskussion durch meine Krebsdiagnose eine persönliche und praktische Färbung: Es handelte sich um einen inflammatorischen, also „entzündlichen“ Brustkrebs, der schon mehrere Lymphknoten im Achselbereich befallen hatte. Es hätte sein können, dass auch schon Knochen und andere Organe mit Krebszellen infiltriert waren. Damals habe ich gesagt: Ich nehme den Kampf auf, aber ich weiß nicht genau, wie lange und wie weit ich ihn führe. Ich laufe dem Leben nicht um jeden Preis hinterher.

Beim Sterben unserer Tochter Meike hatten wir in den letzten Monaten ihres Lebens den Eindruck, man kämpfe medizinisch gegen eine Hydra aus der griechischen Mythologie: Eine Schlange mit drei Köpfen, und wenn man einen abschlägt, wachsen zwei neue nach. Ich habe deshalb Nikolaus und dann auch öffentlich in Interviews erklärt: Jetzt könnte eintreten, was Nikolaus mir schon vor Jahren zugesagt hat, nämlich dass er mich in „die Schweiz“ begleitet ... „Die Schweiz“ war dabei allerdings ein politisches Statement von mir, weil ich die dortige gesetzliche Regelung zur Sterbebegleitung – anders als in Holland mit der aktiven Sterbehilfe – für sinnvoll und angemessen halte. Und ich mir auch für unser Land eine solche Regelung wünsche. Für mich persönlich hoffte und hoffe ich, dass ich in einer solchen Situation befreundete Ärztinnen oder Ärzte finde, die mir einen Suizid zu Hause ermöglichen. Dass ich mich also nicht in den Zug setzen und womöglich in einem Schweizer Hotelzimmer oder gar auf einem Parkplatz mein Leben beenden muss.

Vertrauensvolle und widersprüchliche Gedanken bei unseren theologischen Überzeugungen zu einem assistierten Suizid bewegten Nikolaus und mich also nicht erst nach meiner Krebsdiagnose im Sommer 2014. Und trotz aller Kontroversen über die theologische Bewertung der Selbsttötung und über angemessene politische Regelungen zum assistierten Suizid waren und sind Nikolaus und ich uns doch in den für uns existenziell wichtigen Punkten einig:

Die beste Sterbehilfe, die wir uns selber geben können, ist das Vertrauen, dass in Gott unser Glauben, Hoffen und Lieben „bleiben“, also eine Zukunft über den Tod hinaus haben.

Und die beste Sterbehilfe, die Menschen einander geben können, ist Vertrauen zueinander und Zeit füreinander.

Gott existiert. Und: Über Gott, über sein lebendiges Wort für unser Leben, können und müssen wir streiten. Davon bin ich bis heute überzeugt. Widersprüchliche theologisch-ethische Gedanken im Blick auf unsere menschliche Verantwortung für ein „gutes Leben“ und für ein „gutes Sterben“ zeugen nicht von mangelndem Gottvertrauen, sondern sind Preis und Konsequenz von der „Freiheit selbstbewusster Christenmenschen“.

3. Nikolaus Schneider

Ich bin in einer Familie groß geworden, die in meiner Kinder- und Jugendzeit ganz selbstverständlich von der „Nicht-Existenz Gottes“ ausging. Das wurde gar nicht diskutiert. Bei uns zu Hause wurde überhaupt nicht viel diskutiert oder gestritten. Nicht über Gott und auch nicht über Tod und Sterben, obwohl beides doch zu den Grundgegebenheiten des Lebens gehört. Und obwohl unabweislich ist: Das Sterben ist der letzte Teil des Lebens, Leben und Sterben gehören deshalb zusammen.

Auch wenn Sterben und Tod zu den Grundgegebenheiten

des Lebens gehören, gehörte deren *Erleben* nicht selbstverständlich zu meiner Kinder- und Jugendzeit. Ich kann mich persönlich gar nicht exakt daran erinnern, dass ich das Sterben von Menschen aus unserer Familie in Kindheit oder Jugend bewusst miterlebt hätte. Ich kann auch keinen klaren Eindruck von einer Beerdigung in meinem Gedächtnis aufrufen. Lediglich vage Erinnerungen kann ich benennen, die von dunklen, gedrückten Stimmungen, von Unverständnis und Sprachlosigkeit zeugen.

[...]

[...]

In meiner praktischen Ausbildung für das Pfarramt waren die ersten Beerdigungen die für mich emotional stärksten Herausforderungen: Ich war herausgefordert, existenzielle Grenzerfahrungen zu begleiten, als Pastor den Menschen nahe zu sein und ihre Situation aus der Kraft meines Glaubens zu deuten. Solidarisches und gleichzeitig helfendes „Mitleben und Mitleiden“ waren nun gefragt, nicht das theologisch-kundige Erörtern von Theorien. Diese Ausbildungszeit war prägend für das Herausbilden meiner Lebenshaltung, bei der Existenzielles und Professionelles zusammenkamen.

Beerdigungen waren eine Hauptaufgabe meiner Zeit als Gemeindepfarrer. Vor allem das Bemühen um die Begleitung der Angehörigen und Trauernden verstand ich als eine wesentliche Aufgabe meines pastoralen Dienstes. Das Einordnen und Deuten von Lebensgeschichten der Verstorbenen, aber auch der trauernden Angehörigen auf dem Hintergrund der biblischen Tradition führte zu einer permanenten Auseinandersetzung mit den Fragen von Tod, Sterben und Leben. Die Leitung von Beerdigungsfeiern war im Grunde eine Anleitung zur Sprach- und Denkfähigkeit und damit auch zur Handlungsfähigkeit von Menschen im Umgang mit Tod und Sterben, um „gut“ leben zu können. Und dabei war mein eigenes Denken, Sprechen und Handeln indirekt auch Gegenstand der Vorbereitung, Durchführung und Nachbereitung von Beerdigungen.

Besuche bei und das Gespräch mit Sterbenden selbst, aber

auch das Gespräch mit Angehörigen oder die Begleitung der Familien, wenn zu Hause gestorben wurde, haben mich geprägt. Geprägt hat mich auch, dass eine Gemeindeschwester mich zu Besuchen bei Sterbenden mitnahm. Ich lernte, dass jeder Mensch unvertretbar seinen ganz eigenen Tod stirbt. Und dass das Sterben im Normalfall nicht dramatisch sein muss. Ich lernte, wie schwer es ist, die Frage „wie lange noch?“ zu beantworten. Und dass die Hilfe *beim* Sterben und die Hilfe *zum* Sterben ineinander übergehen können. Ich lernte, welche Gedanken und Worte, welche biblischen Stücke und welche Gebete tragen. Ich musste nicht in jeder Situation eigene Worte finden und konnte mich auf tradierte Sprache wie etwa den 23. Psalm oder das Vaterunser verlassen. Es war für mich eine geschenkte Zeit des Hineinlebens und Vertrautwerdens mit der Lebenswirklichkeit des Sterbens, die viele Menschen selten und alle Menschen auf sich selbst bezogen nur einmal erleben – ein großes Privileg.

Vor allem sollten die Bedürfnisse und Wünsche der Sterbenden maßgebend sein.

Als ich mehr und mehr in die Öffentlichkeit hineinwirkende Verantwortung für unsere Kirche übernahm, wurden die Fragestellungen andere: Welche Normen sollen in unserer Gesellschaft für die letzte Wegstrecke jedes Menschen gelten? Welche Hilfestellung kann und muss eine Gesellschaft für die Familien und die Sterbenden leisten? Welche Aufgaben haben die Kirchen dabei? Welche Einrichtungen und Dienste benötigen wir, damit Menschen in unserem Land gut leben und sterben können? Wie viel Geld nehmen wir als Kirche und Staat dafür in die Hand? Welche Rechte und Verbote benötigen wir dazu?

Bei der Diskussion all dieser Fragen wollte ich meine Positionen nicht allein aus den Lehren unserer Kirche theologisch-dogmatisch oder aus der Heiligen Schrift biblisch-exe-

getisch ableiten, um Forderungen und Empfehlungen zu formulieren. Vor allem sollten die Bedürfnisse und Wünsche der Sterbenden maßgebend für Regelungen sein, die in unserer Gesellschaft gelten. Meine praktischen Erfahrungen als Gemeindepfarrer hatten mich in den Stand gesetzt, bei den Debatten über gesellschaftliche Normen mit innerer Gewissheit für lebensfreundliche Lösungen einzutreten. Das bleibt für mich gültig, auch wenn die Spannung zwischen der seelsorgerlichen Betrachtung einer konkreten Sterbesituation und der öffentlichen Diskussion über das gesellschaftliche Normengefüge nicht aufzulösen ist.

Am intensivsten betroffen von den Fragen nach Leben, Sterben und Tod war ich bei der Begleitung unserer Tochter Meike während ihrer Leukämieerkrankung. Und ebenso, als meine Frau an Krebs erkrankte und in absehbarer Zeit mit ihrem Tod rechnen musste. Beide Erfahrungen haben mich zutiefst „durchgerüttelt“, Wunden an meiner Seele geschlagen und Narben zurückgelassen. Diese Erfahrungen führten mich aber auch zu der Gewissheit, dass die in meinem bisherigen Leben erworbenen Überzeugungen und Lebenshaltungen mich selbst zu tragen vermögen, wenn ich existenziell an meine Grenzen komme. Insofern waren diese Krisenzeiten Zeiten eines „guten Lebens“ für mich. Und heute lebe ich zuversichtlich in meiner letzten Lebensphase, an deren absehbarem Ende mein eigenes Sterben und mein eigener Tod stehen werden – und die kommende Zeit in Gottes Reich.

Die vertrauensvollen und widersprüchlichen Gedanken dieses Buches sollen zum Einordnen, Akzeptieren und Umgehen mit den großen Lebensthemen Sterben und Tod dienen. Bei allen offenen Fragen sollen Menschen „gut“ mit der Ungewissheit über die ihnen zugemessene Lebenszeit, die Art ihres Sterbens und ihres Todes leben können. Und dazu gehört für mich, dass bei der Beantwortung der Fragen danach, was an

Hilfen beim Sterben und zum Sterben geboten oder verboten ist, eine vollständige und letzte Eindeutigkeit nicht möglich ist. Dazu gehört aber vor allem, dass das Zeugnis unseres Glaubens uns zu tragen vermag: Gott geht mit uns durch das Sterben und den Tod hindurch. Wir können diesen letzten Weg im irdischen Leben zum Leben in Gottes Reich ganz seinem Geleit anvertrauen.

„Gott geht mit uns durch das Sterben und den Tod hindurch.“ – Bevor wir uns mit dieser Annahme beschäftigen, wollen wir in diesem Kapitel klären, worüber wir reden, wenn wir von Gott sprechen.

I. Wer ist Gott, und wenn ja, wie viele?

WOLFGANG THIELMANN: Lassen Sie uns über die Grundlage reden, von der aus wir Christen ethische Fragen entscheiden. Welche Gottesbilder prägen unseren Glauben und damit auch unsere theologisch-ethischen Entscheidungen?

NIKOLAUS SCHNEIDER: An dieser Frage wird ein Grundproblem der Theologie deutlich: Wie können Menschen überhaupt von Gott reden? Die Rede von Gott macht ja nur Sinn, wenn wir Gott eine uns Menschen unverfügbare Transzendenz zubilligen. Deshalb können Menschen niemals absolut wahr und eindeutig von Gott reden, denn Gott ist Gott und wir sind Menschen. Wir können Gott nicht definieren und nicht logisch widerspruchsfrei über Gott reden, so wie wir über die Welt reden und sie erforschen können. Im Blick auf das Reden von Gott sind wir angewiesen auf Zeugnisse, die Menschen uns hinterlassen, die bestimmte Erfahrungen mit Gott gemacht ha-

ben. So wie die Zeugnisse, die sich in der Bibel niedergeschlagen haben, oder wie das, was uns andere Menschen an Erfahrungen mit Gott erzählen. Am Ende kommt es aber auf unsere eigenen Erfahrungen an, die wir mit Gott machen.

Unsere Gotteserfahrung geht über unseren Verstand und unser Vorstellungsvermögen hinaus.

Was wir von Gott erfahren, bleibt an unseren Verstand und an unser Vorstellungsvermögen gebunden. Unsere Gotteserfahrung geht allerdings über unseren Verstand und unser Vorstellungsvermögen hinaus. Zwar ist die Bindung an unser menschliches Vermögen die Grenze dessen, was wir aus uns heraus über Gott sagen und was wir von Gott glauben können. Zwar ist das im Ansatz unangemessen, denn wir verlängern Erfahrungen und Vorstellungen, Reflexionen und Überlegungen aus unserem irdischen Leben und unseren menschlichen Erfahrungen in Gottes Reich und Ewigkeit. Anders geht es nicht. Wir können die Grenzen unseres Menschseins nicht überschreiten. Wir können nicht „Gott“ werden. Aber das ist für Gott anders: *Er* kann die Grenzen zum Menschen überschreiten, sich Menschen offenbaren und sein Wort unter Menschen lebendig werden lassen.

So wird Unmögliches möglich. Deshalb können wir von Gott reden. Denn unsere Worte und Vorstellungen bleiben zwar an unsere Grenzen gebunden, werden aber gleichzeitig von Gottes Geist inspiriert, sind also auch Ausdruck von Gottes Grenzüberschreitungen.

Was wir über Gott sagen können, sagen wir also aufgrund von Beziehungserfahrungen. Aus Beziehungen zu Menschen heraus, denen wir vertrauen können, wenn sie über ihre Gotteserfahrungen berichten. Und aus unserer eigenen Beziehung zu Gott heraus, die aus seiner Grenzüberschreitung zu uns mög-

lich wird. Deshalb scheinen mir Beziehungsbegriffe am geeignetsten, um Gottesvorstellungen auszudrücken, auf die wir uns in unserem Leben und Sterben verlassen können.

ANNE SCHNEIDER: Für mich ist genau das die unhinterfragbare Grundannahme für unseren Glauben: Dass Gott sich auf die menschliche Ebene begeben hat und dass Gottes Geist heute den menschlichen Geist inspiriert. Davon redet die Bibel und das müssen wir als Voraussetzung akzeptieren, sonst ergibt das menschliche Reden von Gott keinen Sinn. Ich rede hier nicht nur und keinesfalls exklusiv von einer Menschwerdung Gottes in Jesus. Wohl glaube ich Jesus als das für Christinnen und Christen *grundlegende* lebendige Gotteswort. Aber für mich offenbarte sich Gott etwa auch bei den Propheten Israels so, dass sein Wort von Menschen wahrgenommen werden konnte. Und ich bin davon überzeugt, dass Gott auch außerhalb von Judentum und Christentum mit Menschen kommuniziert hat und bis heute kommuniziert. Diese Offenbarungsakte gehen von Gott aus. Nur weil und nur wenn Gott sich auf die menschliche Ebene begibt, können wir mit unseren menschlichen Gottesvorstellungen und Gottesbildern angemessen antworten.

Ich bin mir mit Nikolaus darin einig, dass wir *nicht* annehmen, Gott habe die Bibel unmittelbar geschrieben oder wörtlich diktiert. In der Bibel finden wir Gottes Wort untrennbar vermischt mit Menschenworten. Auch Jesus gibt es für uns nicht „unmittelbar“, auch über ihn haben wir nur menschliche Glaubenszeugnisse, Berichte und theologische Reflexionen – dabei sind meinem Christusglauben die vier Evangelien näher als die Reflexionen von Paulus über Jesus. Alle biblischen Texte über Gottes Offenbarungen und Wirken sind für mich ganz wesentlich durch menschliche – vermutlich vorwiegend männliche! – Erfahrungen und Interessen geprägt. Das unterscheidet mich von biblischen Fundamentalisten.



Wie leben wir ein in Gottes Augen gutes Leben? In welchem Maße wir tatsächlich fähig sind, unser Leben verantwortlich zu gestalten und uns in Beziehung zu Menschen und Gott zu setzen, ist von entscheidender Bedeutung beim Reden über Leben, Sterben und selbst gewählten Tod.

II. Was ist der Mensch? Gottes verantwortliches Ebenbild oder Gottes Marionette?

WOLFGANG THIELMANN: Lassen Sie uns über die zweite Grundlage reden, von der aus Christen ethische Fragen entscheiden. Welche biblischen Menschenbilder prägen unseren Glauben und damit unsere theologisch-ethischen Entscheidungen?

NIKOLAUS SCHNEIDER: Schon vor mehr als zweieinhalbtausend Jahren fragte ein biblischer Psalmbeter Gott ganz konkret: „Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst, und des Menschen Kind, dass du dich seiner annimmst?“ Viele und vielstimmige Texte der Bibel versuchen mit sehr unterschiedli-

chen Glaubenserfahrungen und Gottesvorstellungen auf diese existenzielle Menschheitsfrage zu antworten. Alle diese vielfältigen, mehrdeutigen oder gar widersprüchlichen biblischen Antworten eint dabei eine Grundüberzeugung: *Der Mensch ist ein von Gott gewolltes und geliebtes Geschöpf, er ist nicht das Zwischen- und/oder Zufallsprodukt einer herrenlosen Evolution.*

Diese biblische Grundüberzeugung ist auch für mich die Basis meines Nachdenkens über das Selbstverständnis und über die Bestimmung des Menschen.

Der Mensch ist ein von Gott gewolltes und geliebtes Geschöpf, er ist nicht das Zwischen- und/oder Zufallsprodukt einer herrenlosen Evolution.

Für mich gibt es bei der Frage nach dem Menschen eine wichtige Geschichte, die der jüdische Theologe und Philosoph Martin Buber uns überliefert hat. Diese Geschichte bringt auf den Punkt, dass wir bis heute – gerade auch für unsere aktuellen theologisch-ethischen Entscheidungen – die widersprüchlichen Antworten der Bibel für unser menschliches Selbstverständnis brauchen. Die Geschichte Bubers geht ungefähr so:

Ein Rabbi sagte zu seinen Schülern: „Jeder von euch muss zwei Taschen in seiner Jacke haben, um bei Bedarf in die eine oder in die andere greifen zu können. In der einen Tasche liegt ein Zettel, auf dem steht: ‚Das Universum ist um deinetwillen geschaffen.‘ Auf dem Zettel in der anderen Tasche steht: ‚Du bist Staub und Asche.‘“⁴

Mir will es scheinen, dass viele von uns nur einen dieser beiden Zettel bei sich tragen. Ich sehe, dass unsere Welt daran leidet,

4 Buber, Martin: Die Erzählungen der Chassidim. © Manesse, Zürich 1949.

dass Menschen eine der beiden Botschaften für sich verabsolutieren. Unsere Welt leidet, wenn einzelne Menschen sich nur auf sich selbst, auf die eigenen Interessen und die eigenen Machtgelüste fokussieren. Wenn sie sich selbst zum Maß aller Dinge machen – zum „Master of the Universe“. Wenn Mitmenschlichkeit, Partnerschaft und solidarisches Teilen für sie nur leere Worthülsen sind.

Aber unsere Welt leidet auch, wenn Menschen ihre Bedeutungslosigkeit und ihre Ohnmacht verabsolutieren. Wenn sie kein Zutrauen haben zu sich selbst und zu anderen Menschen. Wenn sie sich stumm und tatenlos der Armut und dem Unrecht auf dieser Welt ausliefern. Die biblischen Texte und Erzählungen wollen jedem Menschen die Botschaften beider Zettel vermitteln. Mir ist ganz wichtig, dass unser Menschenbild – also das Bild von uns selbst und voneinander – von Demut und von Selbstvertrauen zugleich geprägt ist.

Von der Demut: Wir Menschen können die Differenz zwischen Gott, dem Schöpfer und Herrn des Lebens, und uns Menschen, seinen Geschöpfen, niemals von uns aus überbrücken. Wir Menschen haben mit unserer „Natur“ Teil an der Vergänglichkeit alles Geschaffenen, wir sind Staub und Asche.

Aber zugleich können wir uns von dem Selbstvertrauen prägen lassen, das uns die Bibel mit der Zusage schenkt: *„Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und schuf sie als Mann und Frau“ (1. Mose 1,27).* Dieses Gottesgeschenk der „Gottebenbildlichkeit“ ruft und befähigt uns Menschen zu Kreativität und Freiheit, um Verantwortung zu übernehmen für uns und für unsere Mitmenschen, für unsere Welt und für das von Gott geschaffene Universum.

ANNE SCHNEIDER: Das sehe ich genauso und gerade darum plädiere ich ja für eine menschliche Verantwortung auch im Blick auf den Zeitpunkt des eigenen Sterbens!

Sie würden gern weiterlesen?

Das ganze Buch erhalten Sie in der Buchhandlung Ihres Vertrauens oder auf www.neukirchener-verlage.de

Persönlich und tröstend

Wenn ein geliebter Mensch stirbt, hinterlässt das ein Gefühl großer Leere in uns. Und es führt uns oft an die Grenzen unseres Gottvertrauens. Anne und Nikolaus Schneider haben das erlebt, als ihre Tochter Meike an Leukämie starb.

Dieses Buch will trösten und die Erfahrung weitergeben: Gott ist bei uns – gerade auch in den Todesnächten unseres Lebens.



Anne Schneider /
Nikolaus Schneider
**Wenn das Leid, das wir
tragen, den Weg uns weist**
Leben und Glauben mit
dem Tod eines geliebten
Menschen

gebunden, 79 Seiten,
mit Leseband,
ISBN 978-3-7615-5728-0

Das Leben tanzen

Leukämie – diese Diagnose wird für Meike zum Todesurteil. Aber die Theologiestudentin kämpft bis zum letzten Atemzug. Und sie schreibt Tagebuch. Wer das anrührende und aufwühlende Zeugnis dieser jungen Frau liest, spürt den Glauben, der sie trug. Mit einem Vorwort von José Carreras.



Meike Schneider
Ich will mein Leben tanzen
Tagebuch einer
Theologiestudentin,
die den Kampf gegen
Krebs verloren hat

kartoniert, 182 Seiten,
mit farbigen Fotografien
und Bildern,
ISBN 978-3-7615-5714-3